

Stefan Holubek-
Schaum
*Lebensführung
unter Spannung*
Die junge
Mittelschicht auf
der Suche nach
Orientierung

Lebensführung unter Spannung

socium

Forschungszentrum
Ungleichheit und Sozialpolitik

Stefan Holubek-Schaum, Dr. phil., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt und am SOCIUM in Bremen.

Stefan Holubek-Schaum

Lebensführung unter Spannung

Die junge Mittelschicht auf der Suche
nach Orientierung

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung von SOCIUM - Forschungszentrum Ungleichheit und Sozialpolitik

Zugleich Dissertation an der Universität Bremen, Fachbereich 8 Sozialwissenschaften

ISBN 978-3-593-51442-0 Print

ISBN 978-3-593-44803-9 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2021 Alle deutschsprachigen Rechte bei Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main.

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Danksagung	9
Vorwort.....	11
Einleitung.....	15
1. Die junge Mittelschicht in der Diskussion	22
1.1 Mittelschichtsforschung als Krisenforschung?	23
1.2 Folgenreich und chancenarm: Die frühe Erwerbsphase	31
1.3 Navigation in unerschlossenem Terrain: Biographische Orientierungen.....	41
2. Lebensführungen in »der Mitte« – Theoretische Grundlagen	50
2.1 Zugänge zu Mittelschichten	52
2.2 Die Perspektive der Lebensführung.....	57
2.3 Lebenslauf und Lebensführung im Dialog.....	68
2.4 Rekonstruktive Statusforschung.....	87
3. Methode und Methodologie.....	95
3.1 Erhebungsverfahren.....	97
3.2 Sampling und Erhebungsverlauf.....	101
3.3 Auswertung.....	107
4. »Wie viel brauch man denn eigentlich zum Leben, also was is, was will ich?« Ein Problemaufriss	114
5. Phasen berufsbiographischer Orientierung.....	120
5.1 Phase des biographischen Suchens.....	122
5.1.1 Frau Schröder und die »verdrängte« Ausbildungsgeschichte.....	127

5.1.2 Herr Park und »was man dann halt als junger Mann (...) irgendwie so macht.«.....	131
5.2 Phase der Initiierung.....	137
5.2.1 Das Aufwachen von Herrn Steinhauer.....	142
5.2.2 Das »eigene Ding« von Frau Traute	146
5.3 Phase der Bewährung.....	150
5.3.1 Frau Keller und der Versuch Verantwortung zu tragen.....	154
5.3.2 Frau Heiner und der Versuch »jemals irgendwas [zu] werden«.....	159
5.4 Phase der Spezifizierung	165
5.4.1 Herr Martin, der Stuntman, der »nicht nur irgendwie mit'm Fahrrad gegen die Wand fahren« will	168
5.4.2 Herr Steiger und der Versuch zu »wurzeln«.....	175
6. Berufsbiographische Orientierung als Prozess des <i>doing orientation</i>	183
7. Zwischen Sicherheit und Selbstentfaltung.....	198
7.1 Abgesicherte Selbstentfaltung.....	202
7.2 Prekäre Selbstentfaltung.....	209
7.3 Frühes Ringen um Sicherheit	216
7.4 Dimensionen berufsbiographischer Unsicherheit.....	225
7.4.1 Class.....	227
7.4.2 Gender	228
7.4.3 Race	235
8. Berufsbiographische Orientierungen.....	244
8.1 Orientierung am sozioökonomischen Status	245
8.2 Orientierung an Gemeinschaft.....	269
8.3 Orientierung an beruflichem Stolz	283
9. Verzichtserfahrung in der frühen Erwerbsphase.....	301
10. Die junge Mittelschicht zwischen Sachzwang und Sinnzwang.....	313
Abbildungen und Tabellen.....	340
Literatur.....	341

»When we are orientated, we might not even notice that we are orientated.
[...] It is by understanding how we become orientated in moments of
disorientation that we might learn
what it means to be orientated in the first place.«

(Ahmed 2006, S. 5 f.)

»Ihr habt mir viel zu oft
auf die Schulter geklopft

und ich glaub nicht daran,
dass ich ohne das Klopfen noch kann«

Tocotronic: Ich bin viel zu lang mit euch mitgegangen

Danksagung

Die vorliegende Arbeit ist eine leicht überarbeitete Fassung meiner Dissertationsschrift, die im Wintersemester 2020/2021 an der Universität Bremen angenommen wurde. Auf dem Weg des Forschens und Schreibens haben mich Personen begleitet, denen ich an dieser Stelle danken möchte.

Mein erster Dank gebührt meinen Promotionsbetreuer*innen. Betina Hollstein hat mich von den ersten Gehversuchen an mit produktiver Kritik unterstützt und mich über die Jahre in meinem Vorhaben immer wieder bestärkt. Auch Uwe Schimank hat mir von Beginn an beratend zur Seite gestanden und den Fortschritt mit mir diskutiert. Zusammen mit Karin Gottschall haben beide das DFG geförderte Projekt »Lebensführung als investive Statusarbeit? Praktiken, Bedingungen, Störungen« geleitet, das einen unverzichtbaren Ausgangspunkt und Rahmen für meine eigene Arbeit dargestellt hat. Ich danke Nils Kumkar für seine Unterstützung und seine unermüdliche Bereitschaft, meine Ideen und Zweifel zu besprechen. Mit ihm und anderen haben wir in unzähligen Interpretationsrunden noch die gewagtesten Lesarten in unseren Herzen bewegt. Nicole Burzan hat sich kurzfristig zu einer Begutachtung der Arbeit bereiterklärt, vielen Dank. Für ihre wichtigen Fragen und Hinweise danke ich außerdem Olaf Groh-Samberg, Johannes Hui-nink, Rixta Wundrak und Till Hillmar.

Die Teilnehmer*innen der Kolloquien »Soziologische Theorie« und »Qualitative Methoden und Mikrosoziologie« an der Universität Bremen haben meine Arbeit in verschiedenen Stadien immer wieder mit mir diskutiert und mit wertvollen Vorschlägen bereichert. Auf Konferenzen in Toronto, Athen, Manchester, Jena, Hamburg und München hatte ich außerdem die Gelegenheit, Aspekte der Arbeit in einem breiteren Kolleg*innenkreis zu diskutieren.

Ich danke Sonja Fückler, Mareike Oeltjen, Thorsten Peetz, Michael Walter und Lydia Welbers, die verschiedene Teile der Arbeit Korrektur gelesen und Anregungen zu Überarbeitungen und Verbesserung gegeben haben.

Moritz Stock hat meine Gedanken von Anfang an aufmerksam und kritisch begleitet – war es nun in Köln, Frankfurt, Wien, Kiew, Turku oder Pitlochry – und den Text zum Abschluss komplett gelesen und kommentiert. Danke!

Das SOCIUM – Forschungszentrum Ungleichheit und Sozialpolitik in Bremen hat immer ein anregendes Arbeitsumfeld dargestellt, in dem ich viel lernen konnte. Ich danke dem SOCIUM, insbesondere Dieter Wolf, weiterhin für die finanzielle Unterstützung der Publikation.

Mein Dank gilt außerdem meinen Interviewpartner*innen, die bereit waren, mir ihre Lebensgeschichten zu erzählen und darüber zu sprechen, wie sie ihr Leben heute führen wollen und können. Ihre Geschichten sind der Stoff, aus denen diese Arbeit gewebt ist.

Danken möchte ich schließlich auch meinen Freund*innen und meinen Eltern Christine und André, meiner Oma Johanna, meinen Geschwistern Linda und Jan mit Marisa für ihre Unterstützung, ihr Vertrauen und ihre Liebe. Mein größter Dank gilt meiner Frau Ina, die mir emotional und intellektuell Orientierung gegeben hat, wenn ich drohte, sie zu verlieren.

Stefan Holubek-Schaum

Vorwort

Die Mittelschichten gelten weithin als Garanten einer demokratischen Gesellschaftsordnung und des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Allerdings mehren sich in den letzten Jahren sowohl in den Feuilletons als auch in der soziologischen Ungleichheitsforschung Stimmen, die eine »Krise der Mittelschichten« konstatieren. Daher ist es eine aktuelle und gesamtgesellschaftlich hochgradig relevante Frage, wie es um die Mittelschichten eigentlich genau bestellt ist. In dieser Forschungslinie ist die vorliegende Monographie von Stefan Holubek-Schaum verortet, die im Dezember 2020 vom Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Bremen als Dissertationsschrift angenommen wurde. Die Arbeit ist im Kontext des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts »Lebensführung als investive Statusarbeit - Praktiken, Bedingungen, Störungen« entstanden, das von Karin Gottschall, Betina Hollstein und Uwe Schimank geleitet wurde und in dem Nils Kumkar und Stefan Holubek-Schaum als wissenschaftliche Mitarbeiter mitgewirkt haben (vgl. Kumkar et al. 2021). In dem am SOCIUM – Forschungszentrum Ungleichheit und Sozialpolitik der Universität Bremen angesiedelten Projekt wurden auf der Grundlage von biographisch-narrativen Interviews mit 42 Personen aus verschiedenen Fraktionen der deutschen Mittelschichten Orientierungen und Praktiken der Lebensführung untersucht. Die Studie von Stefan Holubek-Schaum basiert auf einem Teil dieser Interviews, verfolgt jedoch eine von dem Projekt klar unterscheidbare und -sowohl theoretisch wie hinsichtlich der empirischen Analysen - über das Projekt hinausgehende eigenständige Zielsetzung. Thematisch zeigt sich das daran, dass die Dissertation systematisch eine Dimension anspricht, die im Projekt nur hier und da am Rande zur Sprache kam: die Dimension des Lebenslaufs, der sich in verschiedene Phasen gliedert.

Im Zentrum der Arbeit steht die Frage, wie sich die berufsbiographischen Orientierungen und die Lebensführung jüngerer Geburtskohorten, die heute zwischen Anfang 30 und 45 Jahren alt sind, herausgebildet haben.

Diese, in den 1970er und Anfang der 1980er Jahre geborenen Altersgruppe ist besonders interessant, da sie in einer Zeit aufwuchs, in der von einer Finanzkrise oder der Agenda 2010 noch keine Rede war. Wie die vom Autor eingangs zitierten Befunde der Shell-Jugendstudie 2000 zeigen, blickten die damals Jugendlichen zwar nicht sorgenfrei, aber doch optimistisch in die Zukunft. Der Arbeitsmarkteintritt und die berufliche Etablierung fanden für diese Jahrgänge dann jedoch faktisch unter deutlich schwierigeren Bedingungen statt als noch für frühere Generationen. Stefan Holubek-Schaum untersucht, wie sich die Perspektiven und beruflichen Orientierungen der jungen Erwachsenen entwickelt haben. Zugleich eröffnet der Blick auf bestimmte Geburtskohorten einen spezifischen Zugang zur Analyse sozialen Wandels, der in der Diskussion um die Krise der Mittelschichten bislang nicht systematisch verfolgt wurde.

Der originäre und innovative konzeptionelle Beitrag von Stefan Holubek-Schaum liegt darin, dass er in seiner Arbeit den Lebensführungsansatz systematisch mit einer Lebenslaufperspektive verknüpft. Diese erlaubt es, den statischen Lebensführungsansatz zu dynamisieren, und zwar sowohl in Hinblick auf individuelle Verläufe, die »Erfahrungsaufschichtung« und die Herausbildung biographischer Orientierungen im Lebenslauf, als auch bezogen auf die Ebene sozialen Wandels als Abfolge verschiedener Generationen, die unter je spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen in den Arbeitsmarkt eintreten.

Die anspruchsvollen empirischen Analysen warten mit einer Vielzahl von spannenden und gehaltvollen Einzelbefunden auf. Dazu gehört eine vom Autor entwickelte Phasentypik, die die formale Herausbildung berufsbiographischer Orientierungen bei Mittelschichtangehörigen beschreibt: die Phase des »biographischen Suchens«, die Phase der »Initiierung«, die Phase der »Bewährung« und die Phase der »Spezifizierung«. Dieser Prozess wird als ein im Ganzen nicht-teleologisches Zusammenwirken von Intentionalität der Person auf der einen, Widerfahrungen in Gestalt von Gelegenheitsstrukturen, institutionellen und kulturellen Kontexten, Verflechtungen mit anderen Personen sowie situativen Geschehnissen bis hin zu zufälligen Koinzidenzen auf der anderen Seite aufgefasst. Die Person macht sich also keinen Masterplan ihres künftigen Berufswegs, den sie dann - mehr oder weniger erfolgreich - umzusetzen versucht. Die Berufsbiographie so anzugehen würde allein schon daran scheitern, dass der Person gerade am Anfang, wenn sie ihre Fernziele und den Weg dorthin festlegen müsste, ganz viele Informationen fehlen, die sie für eine realistische Planung benötigte. Die Person

muss vielmehr die Gegebenheiten, in die sie »geworfen« ist, größtenteils so nehmen, wie sie sind, und kann in diesem vorgefundenen Rahmen nur kleinere eigene Gestaltungsbemühungen »auf Sicht« in Angriff nehmen bzw., noch bescheidener, »sich erstmal umschaun«, wo etwas gestaltbar sein könnte. Es gelingt dem Autor hierbei, die oftmals blass bleibende Formel von Lebensführung als »agency within structure« für seine Untersuchungsfrage mit Leben zu füllen und ein Modell – vielleicht sogar einen Mechanismus – des »doing orientation« zu konstruieren, das ein klares Gegenmodell gegen hyperrationalistische entscheidungstheoretische Perspektiven auf die Berufskarriere darstellt. Es gibt zwar durchaus, wenn auch nur begrenzt rationales, Entscheiden im Prozess der Herausbildung einer berufsbiographischen Orientierung; aber der Prozess als Ganzer verläuft alles andere als entscheidungsförmig.

Inhaltlich mussten sich die jüngeren Mittelschichtangehörigen während des Berufseinstiegs und der beruflichen Etablierung – konfrontiert mit ökonomischen und institutionellen Rahmenbedingungen – auf unterschiedliche Weise mit der Spannung zwischen Sicherheit und Selbstentfaltung auseinandersetzen. Der Autor rekonstruiert drei typische Formen, die sich – darauf deuten die Kontrastfälle hin – offenbar auch von entsprechenden Bildungsprozessen der oberen Mittel- bzw. Oberschicht unterscheiden: die »abgesicherte Selbstentfaltung«, die »prekäre Selbstentfaltung« und das »frühe Ringen um Sicherheit«.

In einem weiteren Kapitel werden dann drei Typen von berufsbiographischen, die Lebensführung anleitenden Orientierungen in den Mittelschichten vorgestellt und anhand empirischer Fallrekonstruktionen diskutiert, die auch im DFG-Projekt herausgearbeitet wurden. Es handelt sich um die Orientierung am sozio-ökonomischen Status, die Orientierung an sinnstiftenden Gemeinschaften und die Orientierung am Stolz auf berufliche Meisterschaft. Über die Projektergebnisse hinausgehend arbeitet Stefan Holubek-Schaum jeweils systematisch dynamische Aspekte über den Lebenslauf sowie Unterschiede zu den älteren Generationen bzw. Geburtskohorten heraus. So findet sich die Orientierung am sozio-ökonomischen Status insbesondere bei den jüngeren, hier im Zentrum stehenden Mittelschichtangehörigen. Die Orientierung an Gemeinschaft ist hingegen eher bei den älteren Kohorten anzutreffen. Diese Gemeinschaftsorientierung bildet sich offenbar nicht erst im Alter heraus, sondern spielt auch schon bei früheren Entscheidungen im Lebenslauf eine Rolle. Dies deutet darauf hin, dass hier tatsächlich Generationeneffekte eine Rolle spielen – ein äußerst instruktiver

Hinweis auf sozialen Wandel, dessen Einfluss auf individuelle Bildungsgeschichten und die Biographisierung der Lebensführung, anhand von repräsentativen Folgeuntersuchungen zu validieren wäre.

Darüber hinaus setzt Holubek-Schaum die Phasentypik der Herausbildung der berufsbiographischen Orientierungen mit den drei im DFG-Projekt herausgearbeiteten Lebensführungsmustern ins Verhältnis und beschreibt, wie die vier Phasen bei den verschiedenen Lebensführungsmustern jeweils ausgestaltet werden. Beispielsweise ist die Phase der Initiierung bei der Orientierung an sozio-ökonomischen Status mit einem »Statusschock« verbunden. Bei der Orientierung an Gemeinschaft verläuft die Phase der Initiierung hingegen bruchloser bzw. stellt sich weniger dramatisch als Transformation dar. In Abgrenzung zu Fällen aus der oberen Mittel- bzw. Oberschicht zeigt der Autor schließlich, dass die Spannung zwischen Selbstentfaltung und Sicherheit offenbar typisch für die Herausbildung der berufsbiographischen Orientierungen und der Lebensführung in den unteren und mittleren Mittelschichten ist. Wie es Holubek-Schaum formuliert, entpuppt sich die frühe Erwerbsphase für die hier untersuchten, jüngeren Angehörigen der unteren und mittleren Mittelschicht im Unterschied zu Angehörigen der oberen Mittelschicht als eine »Verzichtserfahrung«. Konkret bedeutet dies, dass die anfangs noch bestehende Unbefangenheit und Offenheit für unterschiedliche biographische Zielsetzungen sukzessive kanalisiert wird und biographische Entscheidungen aufgrund materieller Erfordernisse eingeführt werden müssen, bis sich sehr klar konturierte inhaltlich spezifizierte berufsbiographische Orientierungen herausbilden.

Insgesamt leistet Stefan Holubek-Schaum mit dieser Studie nicht nur einen wichtigen empirischen Beitrag zur Mittelschichten- und Ungleichheitsforschung, sondern auch einen anregenden konzeptionellen Beitrag zur Lebensführungsforschung. Was hier vorgelegt wird, ist qualitative Forschung »at its best«. Es ist dieser Arbeit zu wünschen, dass sie eine weite Verbreitung findet und Vorbild für viele empirische Studien wird.

Einleitung

In der Shell Jugendstudie »Jugend 2000« (Jugendwerk der Deutschen Shell 2000) wurde ein Bild davon entworfen, welche Hoffnungen, Erwartungen und Befürchtungen die damals 12–25 Jährigen beim Blick auf das vor ihnen liegende Leben hatten. Die Autor*innen fassten ihre Ergebnisse zusammen:

»Als Grundstimmung läßt sich eine deutlich gewachsene Zuversicht in Bezug auf die persönliche wie auch auf die gesellschaftliche Zukunft festhalten. Die Hälfte aller Jugendlichen beurteilt ihre persönliche Zukunft »eher zuversichtlich«; bei der gesellschaftlichen Zukunft gilt das sogar für fast zwei Drittel.« (A. Fischer et al. 2000, S. 13)

Gleichzeitig hielten sie fest, dass man von einem »fröhliche[n] Optimismus« (ebd.) nicht sprechen könne: »Zukunftsorientiertheit und klare Lebensplanung gehen nicht mehr wie früher mit Sorgenfreiheit einher, vielmehr mit biografischen Anstrengungen.« (ebd.) Zwar könnte keine Rede davon sein, dass die Jugendlichen »angesichts von fortdauernder Arbeitslosigkeit, von Flexibilisierung und Globalisierung sowie vom rasanten Wandel in allen Lebensbereichen nicht mehr aus noch ein[wüssten]« (ebd.). Vielmehr zeigten sie sich »zuversichtlich und überzeugt von der eigenen Leistungsfähigkeit« (ebd.) und versuchten zum Großteil »aktiv ihre Lebensperspektive vorzubereiten« (ebd.), das wirke aber auch »oft angestrengt und bemüht« (ebd.). Neben der Familie spiele der Beruf in der Zukunftsplanung die bestimmende Rolle: »Sie nehmen das Lebensziel Beruf ernst und ihre Aufgabe, sich dafür zu qualifizieren und vorzubereiten, sehr genau« (A. Fischer et al. 2000, S. 15). Die zentrale Stellung des Berufes für die zukünftige Lebensführung gehe aber auch mit einem erhöhten Anspruch an deren Bedeutung einher: »Beruf ist nicht mehr die vorgegebene Ordnung, in die man sich einfügt und integriert, sondern ein selbst gewähltes Lebenskonzept, für das man sich persönlich einsetzen muss« (ebd.).

Etwa 20 Jahre später befinden sich die Jugendlichen aus dieser Kohorte im (mittleren) Erwachsenenalter, zwischen 32 und 45 Jahren.¹ Bei dem Versuch, sich in der frühen Erwerbsphase in den Mittelschichten zu halten oder in diese aufzusteigen,² sahen sie sich mit unvorhergesehenen Widrigkeiten konfrontiert, etwa der Einführung und Umsetzung der Agenda 2010 oder der Finanzmarktkrise 2008, genereller aber auch mit voranschreitenden Entwicklungen der Ökonomisierung, De-Industrialisierung, Bildungsexpansion und »Konstellationen des Niedrigwachstums« (Mau et al. 2019, S. 93). Damit fanden sie sich Entwicklungen und Herausforderungen ausgesetzt, die in der Öffentlichkeit und der soziologischen Forschung unter anderem unter dem Stichwort der »Krise der Mittelschichten« diskutiert wurden.

Seit Mitte des 20. Jahrhunderts wurde den expandierenden, sich ausdifferenzierenden Mittelschichten eine sozioökonomische und soziokulturelle Schlüsselposition für die gesellschaftliche Entwicklung in Deutschland und einer Reihe anderer europäischer Länder zugeschrieben (vgl. zum Beispiel Hradil und Schmidt 2007; Nolte und Hilpert 2007). In den letzten 20 Jahren jedoch häuften sich Krisendiagnosen: Die Mittelschichten sei nervös (Vogel 2010), gefährdet (Koppetsch 2013), sie drifte (Mau 2012), erodiere (Bernhard Müller 2013), sei erschöpft (Heinze 2011), geprellt (Vester und Teiwes-Kügler 2007) und sei eine »Kampfzone« (Schöneck und Ritter 2018). Im Zuge der Erklärungsversuche des Erstarkens autoritärer politischer Bewegungen und der Erosion des gesellschaftlichen Zusammenhalts in Europa und den USA haben die Bilder der Mittelschichten in der Krise auch medial noch einmal an Bedeutung gewonnen (Al-Seriori und Beitzer 2016; Neckel 2016; Sakkas 2017; Vogel 2017). In diesen Krisendiagnosen geht es häufig um mehr als nur um das Schrumpfen einer statistisch kategorisierten Großgruppe. Es geht um zunehmende Prekarisierungstendenzen, Unsicherheit, »Verwundbarkeit« (Vogel 2006) und drohende Abstiegszenarien – kurz: um Annahmen darüber, wie sich die Lebensführungen in deutschen Mittel-

1 Das mittlere Erwachsenenalter auf 32-45 Jahre festzulegen ist freilich tentativ und entspricht eher einer Heuristik, die es erlaubt, einen Blick zurück auf die Übergänge »in der ersten Lebenshälfte« (Scherger 2007, S. 133) zu werfen. Ähnlich sieht Kohli (1977, S. 626, 2000, S. 22) die »zweite Lebenshälfte« bei 40 Jahren beginnen.

2 Fritzsche arbeitet ebenfalls im Rahmen der Shell Studie heraus: »Die Jugendlichen aus den Elternhäusern mit mittlerem Bildungsniveau sind nicht häufiger als die Vergleichsgruppen einem strengen Erziehungsstil und einem hohen Grad elterlicher Leistungsforderung ausgesetzt« (Fritzsche 2000, S. 124) Sie deutet das als Absicht der Eltern »ihren Kindern traditionelle Mittelschichtwerte wie Selbstdisziplin und Sparsamkeit« beizubringen.

schichten gestalten, verändern und durch welche Spannungen sie gekennzeichnet sind.

Welche Lebensführung hat die Kohorte der heute etwa 35–45-Jährigen unter diesen Bedingungen entwickelt? Was ist aus der »Zuversicht« (A. Fischer et al. 2000, S. 13) geworden, mit der sie in die frühe Erwerbsphase übergegangen sind? Welche »biographischen Anstrengungen« (A. Fischer et al. 2000, S. 13) haben sie unternommen und (wie) haben sie »aktiv« (A. Fischer et al. 2000, S. 13) ihre Lebensperspektive gestalten können? Wie wurde der Beruf als »selbst gewähltes Lebenskonzept« (A. Fischer et al. 2000, S. 15) ausgedeutet und in der eigenen Lebensführung verortet?

Diese Fragen sollen in dieser Arbeit bearbeitet werden. Grundlage dafür sind 15 biographisch narrative Interviews mit leitfadengestütztem Nachfrageteil mit Personen mit mittlerem Einkommen im mittleren Erwachsenenalter, also bis auf wenige Ausnahmen zwischen 35 und 45 Jahren, in denen diese über ihre aktuelle Lebenssituation und ihre Erfahrungen in früheren Phasen des Lebenslaufs erzählen, wobei der Schwerpunkt auf der Zeit nach dem Schulabschluss und dem frühen Erwerbsverlauf liegt. Dieser Blick zurück zielt zum einen darauf, dass die aktuellen Lebensführungen nicht nur punktuell, sondern in längere Sequenzen und Verhältnisse von »Antizipation, Bilanzierung, Irreversibilität« (Kohli 1982) eingebettet betrachtet werden. Zum anderen eröffnet der Fokus auf die frühen Phasen des Lebenslaufs den Blick auf eine Reihe biographisch bedeutsamer, sozialstrukturell prägender Übergänge. In der Lebenslaufforschung wird diese Phase entsprechend als »demographically dense« (Rindfuss 1991, S. 496) beschrieben. Scherger (2007, S. 133) spricht von einer »Konzentration folgenreicher Übergänge und Rollenwechsel« die sich in der ersten Lebenshälfte ereignen würden. Schneider et al. (2019, S. 13) fassen in ihrer Lebenslaufanalyse zusammen, dass in der frühen Erwerbsphase »Etablierung« im Zentrum stehe, während es später eher um »Stabilisierung« gehe. Witzel und Kühn (1999, S. 10) argumentieren am Ende ihrer achtjährigen Studie zu »Statuspassagen in die Erwerbstätigkeit«:

»Diese Lebensphase der Statuspassagen in die Ausbildung und in den Beruf und der sich daran anschließenden weiteren biographischen Wendepunkte (zum Beispiel erneuter Schulbesuch, Studium, Berufswechsel) im Verlauf der ersten Berufsjahre ist von zentraler Bedeutung als Erfahrungsraum lebensphasenspezifischer sozialer Ungleichheit.«

Einiges spricht auch dafür, dass Martin Kohlis 1977 festgehaltene These, »[der] gemeinsame Nenner der Problemlagen in der Lebensmitte ist die Dis-

krepanz zwischen Aspiration, Ansprüchen, Zielen und Wünschen einerseits und der erreichten oder noch nicht erreichbaren Realität andererseits« (Kohli 1977, S. 628) noch immer aktuell ist. Insofern fügt sich die durch Interviews angestoßene Auseinandersetzung mit den Erfahrungen in der ersten Lebenshälfte in Modi der Bilanzierung und Selbstverortung, die für diese Lebensphase nicht untypisch scheinen. Vor dem Hintergrund dieser Bemerkungen ist also anzunehmen, dass in den Übergängen der ersten Lebenshälfte und insbesondere der frühen Erwerbsphase wichtige Weichen der weiteren Lebensführung gestellt werden – sowohl in sozialstruktureller Hinsicht, als auch hinsichtlich der Frage wie Personen ihr Leben führen wollen. Besonderer Aufmerksamkeit wird in der Untersuchung deshalb der Frage gewidmet, wie sich zentrale Charakteristika in der Auseinandersetzung mit institutionellen Kontexten in den Übergängen in der frühen Erwerbsphase überhaupt erst herausbilden und verfestigen.

Indem danach gefragt wird, wie Mittelschichtsangehörige im Rahmen von Übergängen in der frühen Erwerbsphase Orientierung suchen und wie sich dabei Richtlinien der Lebensführung herausbilden und sedimentieren, werden die zwei Perspektiven der Wissenssoziologie und der Ungleichheitsforschung systematisch miteinander verbunden und damit ein Beitrag zu beiden Forschungssträngen geleistet: Zum ersten wird aus einer wissenssoziologischen Perspektive danach gefragt, welche expliziten und impliziten Wissensgehalte die berufsbiographische Orientierung von Mittelschichtsangehörigen anleiten. Dabei wird dezidiert nach den Möglichkeiten und Grenzen berufsbiographischer Gestaltung und Konstruktion gefragt, also der materiellen Basis in Form von zur Verfügung stehenden Ressourcen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Zum zweiten wird mit den Mittelschichten und ihren Biographien eine sozialstrukturell verortbare Großgruppe in den Blick genommen und untersucht, inwiefern sie gemeinsame Erfahrungen teilen und gemeinsame Formen des Erlebens zeigen, bzw. wie sich diese zwischen Mittelschichtsfractionen unterscheiden.

In analytischer Hinsicht werden diese verschiedenen Dimensionen durch die Verwendung des Begriffes der Lebensführung gebündelt. Der soziologische Begriff der Lebensführung zielt dabei auf eine integrative Perspektive, die sowohl nach Chancen der aktiven Gestaltung, als auch nach deren Grenzen fragt; sowohl danach, wie Lebensbereiche in alltäglichen Routinen zueinander ins Verhältnis gesetzt und gewichtet werden, als auch wie sich diese Alltäglichkeiten in der Prospektion und Retrospektive als biographisches Projekt darstellen. Das breite Interesse für die Lebensführung von Personen

bettet deren berufliches Handeln in einen weiteren, sinnhaft vermittelten Kontext ein, denn für die

»Berufsbiographie ist kennzeichnend, dass sie nicht unabhängig vom übrigen Lebensgang der/des Berufstätigen, d.h. von der Entfaltung und Behinderung der nicht-beruflichen Aspekte ihrer/seiner Identität, bzw. von der Geschichte ihrer/seiner biographischen Identität, gesehen werden können.« (Schütze 1994, S. 11).

Der Zugriff auf diese Lebensführungen erfolgt dabei über die Frage, welche handlungsleitenden Orientierungen sich in den lebensgeschichtlichen Erzählungen dokumentieren. Ähnlich wie Margaret Archer in ihrer empirischen Längsschnittstudie sehr global die Frage stellt »What do young people want from life?« (Archer 2012), zielt die empirische Arbeit hier darauf, zu rekonstruieren, welche Konzeptionen eines »guten Lebens« angestrebt und welche Szenarien eines »schlechten Lebens« zu vermeiden versucht werden. Das bedeutet, es werden nicht in erster Linie reflexiv verfügbare Ansprüche an die Lebensführung abgefragt, sondern es werden Erzählungen darüber in den Blick genommen, welche Erfahrungen die Befragten dabei gemacht haben, sich in Richtung ihrer Orientierungs- und Erwartungshorizonte zu bewegen. In einem Anschluss an die Fragestellung von Archer wird also auch gefragt: »What did young people get from life so far?« Im Gegensatz zur Erhebung von Einstellungen und Plänen, werden hier Erzählungen zu bereits erfahrenen Aspirationen, Rückschlägen und Erfolgen in den Blick genommen. So erscheinen die interessierenden Orientierungen deutlicher in ihrem dynamischen, prozessualen Charakter: es kann danach gefragt werden, ob und wie sich die Orientierungen, die die Lebensführungen strukturieren, in Auseinandersetzung mit konkreten Erfahrungen bilden und sedimentieren.

Im empirischen Zentrum der Arbeit steht die Lebensführung der schichtgenerational charakterisierten Gruppe von etwa zwischen 1973 und 1983 Geborenen, die zum Zeitpunkt der Befragung hinsichtlich gängiger Definitionen wie Einkommen und Bildungsabschluss den Mittelschichten zugeordnet werden können. Die Untersuchung liefert damit einen empirischen Beitrag zu drei Forschungssträngen. Zum ersten wird vom medialen und soziologischen Krisendiskurs sensibilisiert, der Blick darauf gerichtet, von welchen Erwartungen und Aspirationen konkret situierte Mittelschichtsbioographien angeleitet werden und wie sich diese Orientierungen in praktische Lebensführungen übersetzen lassen. Obwohl es in der Arbeit auch um Herausforderungen der Lebensführung gehen wird, ist das vorrangige Ziel also nicht zu einer »besseren« Krisendiagnose zu gelangen, sondern

den Krisendiskurs als Ausgangspunkt dafür zu nehmen, sich intensiver dem Erleben einer Gruppe zuzuwenden, über deren Lebensführung im Rahmen umfassenderer Zeitdiagnosen teils implizite Annahmen getroffen werden. Zum zweiten wird ein empirischer Beitrag zur Lebenslaufsoziologie geleistet, indem aus einer Ungleichheitstheoretischen Perspektive heraus die sozialen Dynamiken des Lebenslaufes einer konkreten Gruppe in den Blick genommen wird. Das entspricht dem Vorhaben, konkretere »bereichs- und themenspezifische generationale Lagerungen zu identifizieren« wie es Kohli (2009, S. 232) als Programmatik für die Lebenslaufforschung vorschlägt. Schließlich wird drittens eine konkrete »Statusgruppe« in den Blick genommen, wie es Müller (2016, S. 40f.) als Programm für die »empirische Lebensführungsforschung« einfordert.

Die Arbeit ist wie folgt aufgebaut: Im ersten Kapitel wird der Forschungsstand aufgearbeitet. Dazu wird zunächst der Diskurs zur Krise der Mittelschichten umrissen und dabei angezeigt, dass ein Forschungsbedarf hinsichtlich des Verständnisses milieübergreifender, generativer Prinzipien der Lebensführung besteht. Im Anschluss wird sich der untersuchten Gruppe aus einer anderen Perspektive genähert, indem Arbeiten zur Situation in der frühen Erwerbsphase rezipiert werden. Schließlich wird danach gefragt, was über biographische Orientierungen, insbesondere in der ersten Lebenshälfte, bereits bekannt ist. Im Schnittpunkt dieser Perspektiven wird eine Forschungslücke umrissen, zu deren Schließung diese Arbeit beitragen soll.

Im zweiten Kapitel werden die theoretischen Grundlagen der Untersuchung diskutiert. Zunächst werden kurz unterschiedliche Zugänge in der Erforschung der Mittelschichten diskutiert, um im Zuge dessen für eine Perspektive zu werben, die nach den geteilten Prinzipien der Lebensführung in den Mittelschichten fragt. In einem zweiten Schritt werden Begriff und Perspektive der Lebensführung detaillierter besprochen und argumentiert, dass und wie Lebensführungen über ihre handlungsleitenden Orientierungen zu rekonstruieren sind. In einem dritten Schritt wird der Anschluss an die Lebenslaufsoziologie gesucht. Dabei wird gezeigt, dass diese einerseits von der Frage nach der Lebensführung profitiert, dass sie dabei aber auch eine wichtige Sensibilität für Dynamiken des Lebenslaufs und die Biographizität von Lebensführung schaffen kann. Im letzten theoretischen Unterkapitel wird schließlich argumentiert, dass die Untersuchung berufsbiographischer Orientierungen sich dazu eignet, besser zu verstehen welche Rolle Status in den Lebensführungen der Mittelschichtsangehörigen spielt.

Im dritten Kapitel werden die verwendeten Methoden und deren methodologischen Grundlagen vorgestellt. Als empirische Grundlage der Untersuchung dienen biographisch-narrative Interviews, die mit Hilfe der dokumentarischen Methode ausgewertet werden. Außerdem werden das verwendete Sample und der Erhebungsverlauf beschrieben.

Das vierte Kapitel leitet den empirischen Ergebnisteil und damit das Kernstück der Arbeit ein. Am Beginn steht ein knapper Fallaufriss, der in das empirische Feld einführt. Darauf folgt eine Phasentypik, die die formale Dimension der Herausbildung berufsbiographischer Orientierungen beschreibt. Um auf diese Weise zu verstehen, *wie* sich berufsbiographische Orientierungen herausbilden, wird die Frage, *welche* Orientierungen sich formieren zunächst zurückgestellt. Die Form der Herausbildung, die sich in diesen empirischen Darstellungen abzeichnet, wird im Anschluss als ein Prozess des *doing orientation* bezeichnet und charakterisiert. Ausgehend von diesen formalen Beobachtungen, wird daraufhin auf eine stärker inhaltliche Ebene gewechselt. Dabei wird zunächst gezeigt, dass sich die Herausbildung berufsbiographischer Orientierungen auf einer abstrakten Ebene als eine Aushandlung zwischen den Orientierungen an Sicherheit und Selbstentfaltung vollzieht. Nachdem diese Spannung anhand von drei Fällen nachverfolgt wurde, wird anhand der Kategorien von *race*, *class* und *gender* verdeutlicht, dass sich Erfahrungen von Unsicherheit nicht allein auf die ökonomischen Dimensionen begrenzen lassen. Auf dieser Grundlage werden im Anschluss drei Typen berufsbiographischer Orientierung und damit drei Typen der Lebensführung in den Mittelschichten vorgestellt und diskutiert. Ein anschließender Vergleich mit Fällen aus der oberen Mittelschicht, bzw. aus der Oberschicht, zeigt, dass die Herausbildung berufsbiographischer Orientierungen in den Mittelschichten als Verhandlung erlebter Orientierungskonflikte verstanden werden kann und die erste Lebenshälfte damit als ein Verichtsprozess erlebt wird. Vor dem Hintergrund dieser Beobachtungen erscheint der Orientierungsprozess schließlich als eine Auseinandersetzung mit Sach- und Sinnzwängen.

1. Die junge Mittelschicht in der Diskussion

Zunächst gilt es, sich den bestehenden Forschungsstand zu vergegenwärtigen. Zur Beantwortung der Frage, woran sich Mittelschichtsangehörige in ihrer Lebensführung in der frühen Erwerbsphase orientieren, bieten sich drei Zugänge an. Diese können einander erhellen und gegenseitig Schwächen eröffnen und damit eine systematische Lücke erkennen lassen, zu deren Schließung die vorliegende Arbeit beitragen soll. Zum ersten bietet der Diskurs um die Krise der Mittelschichten einen Kontext für eine Reihe von Arbeiten, die sich – mal stärker auf die sozioökonomischen Bedingungen, mal stärker auf Fragen des Erlebens bezogen – mit den Fragen auseinandersetzen, wie und unter welchen Bedingungen Mittelschichtsangehörige ihr Leben führen (1.1). In diesen Arbeiten werden allerdings kaum Beobachtungen zu spezifischen Lebenslaufphasen angestellt. Deshalb werden zum Zweiten empirische Studien rezipiert, die sich – zum Teil implizit auf Mittelschichtsangehörige bezogen¹ – mit Übergängen in der ersten Lebenshälfte auseinandersetzen (1.2). In dieser Arbeit wird der Zugang zu Lebensführungen zentral über die Frage eröffnet, woran sich Mittelschichtsangehörige in ihren alltäglichen und biographischen Routinen und Entscheidungen orientieren. Deshalb wird schließlich in einem dritten Teil expliziter danach gefragt, welche Arbeiten zu berufsbiographischen Orientierungen vorliegen (1.3). Die vorliegende Arbeit kann im Schnittpunkt dieser drei Literaturstränge verortet werden, da milieuübergreifende, soziostrukturell verankerte

¹ Dimbath (2018) argumentiert, dass soziologische Zeitdiagnosen einen »Mittelschichtsbias« haben, indem in diesem Genre von Mittelschichtsangehörigen für Mittelschichtsangehörige über Mittelschichtsangehörige geschrieben werde. Das betreffe die Diagnosen der Individualisierung (Ulrich Beck 1983) und Beschleunigung (Rosa 2005) ebenso wie das Sprechen über die Externalisierungsgesellschaft (Lessenich 2016a) und die Gesellschaft der Angst (Bude 2014a). Insofern wäre der Forschungsstand zu Mittelschichten also vollends unübersichtlich. Hier werden deshalb überwiegend Arbeiten referiert, die sich explizit oder doch zumindest lose als Arbeiten über die Mittelschichten verstehen.

Orientierungen untersucht werden, die sich über die frühe Erwerbsphase hinweg ausbilden und die Lebensführungen anleiten. Im Rahmen einer qualitativen Forschungsarbeit dient die Sichtung des Forschungsstandes immer auch dafür eine Sensibilität für das Untersuchungsfeld, bzw. darin bedeutsamen Konzepten und Kategorien zu gewinnen, um im Anschluss eine informiertere Auswertung vornehmen zu können. Blumer (2004, S. 349) spricht folglich von der Suche nach »sensitizing concepts«. Diese haben »lediglich die Funktion, tentativ Fragen und Untersuchungsperspektiven zu generieren, und dienen folglich nicht der Ableitung von Hypothesen« (Strübing 2014, S. 30).²

1.1 Mittelschichtsforschung als Krisenforschung?

Beim Blick in die Literatur zur Lage der Mittelschichten in den letzten zwei Jahrzehnten stößt man unweigerlich auf die umkämpfte Frage, ob sich diese in der Krise befänden oder nicht.³ Während ihnen in der Nachkriegszeit »maßgebliche Integrationsfunktionen« (Hradil und Schmidt 2007, S. 220) zugeschrieben wurden, erscheint »die Mitte« besonders seit Anfang der 2000er Jahre als eine »Kampfzone« (Schöneck und Ritter 2018). Die These der Mittelschichten in der Krise hat dabei längst die Grenzen des akademischen Feldes verlassen und stellt ein vielzitiertes journalistisches Motiv dar (vgl. K. Müller 2019; Riedel 2019; Straubhaar 2019; Stucke 2019). Das Kunsthaus Dresden zeigte vom September 2019 bis zum Januar 2020 eine Ausstellung mit den Titel »Das Verschwinden der Mittelschicht« im Rahmen derer sie zwischen »Tapeten aus Geldscheinen, Golfbällen und dem Evacuation-Kit der Lehman-Brothers-Bank, einer Sammlung von Monopoly-Spielen und zahlreichen gefälschten Markenprodukten« der Frage nach dem »Verschwinden [einer] bedrohte[n] Kultur« (Kunsthaus Dresden 2020) nachging.

2 Strübing formuliert diese Aussage mit Hinblick auf die Grounded Theory Methodologie. Da diese als »Basisstrategie der qualitativen Sozialforschung« (Lueger 2000, S. 223) gelten kann, ist die Idee sensibilisierender Konzepte auch für diese Untersuchung interessant, deren zentrale Auswertungsstrategie die Dokumentarische Methode ist.

3 Dieses Problem wird noch dadurch verstärkt, dass die Begriffe der Mitte, bzw. der Mittelschichten sehr häufig – Wagner (2012) spricht von einer »Inflation« – und in unterschiedlichen Kontext verwendet werden, wodurch der Untersuchungsgegenstand selbst amorph scheint. Die verschiedenen Zugänge werden im Kapitel 2.1 nachgezeichnet.

Dass Ungleichheiten und Spaltungen in der Beschreibung der Mittelschichten eine große Rolle spielen, kann zunächst als eine Variante der Wiederentdeckung der »verlorengegangenen Ungleichheit« (Allmendinger und Ludwig-Mayerhofer 2000) verstanden werden: Vor dem Hintergrund von Prosperität und Bildungsexpansion konnte seit Mitte der 1980er Jahre in der deutschsprachigen Soziologie eine »kulturalistische Wende« beobachtet werden, in der »Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse« (Wehler 2008, S. 113) in das Zentrum gestellt wurden.⁴ Über die Analyse dieser so erscheinenden »Erlebnisgesellschaft« (Schulze 1992), bzw. einer individualisierten Gesellschaft »jenseits von Stand und Klasse« (Ulrich Beck 1983) gerieten die Kontinuitäten sozioökonomischer Ungleichheitsstrukturen aus dem Blick. Dies änderte sich bereits in den 1990er Jahren rasch und in den vergangenen Jahren ist eine erneute verstärkte Auseinandersetzung mit Phänomenen der Ungleichheit zu beobachten (vgl. Barlösius 2004, S. 19). Die zunehmenden, mehrdimensionalen Ungleichheiten der vergangenen Jahrzehnte wurden so etwa als »Great-U-Turn« (Alderson und Nielsen 2002; vgl. auch Sachweh 2010, S. 16) bezeichnet. In diesen Diagnosen wird ein Ineinandergreifen von Entwicklungen des Arbeitsmarktes und der wohlfahrtsstaatlichen Transformation thematisiert, das nicht nur traditionell ohnehin schlechter gestellte Bevölkerungsgruppen trifft, sondern die Lebenschancen vormals gesicherter Fraktionen der Mittelschichten empfindlich beeinflusst. Sowohl die Erosion der wohlfahrtsstaatlichen Sicherung seit den achtziger Jahren, in der »die Mittelschicht [...] gegen die Leistungsempfänger in Stellung gebracht [wurde]« (Nachtwey 2016, S. 95), als auch die Agenda-2010-Reformen als »größte Kürzung von Sozialleistung seit 1949« (Soldt 2004) veränderten demnach das soziale Sicherungssystem und damit die Ausgangslage der beruflichen Positionierung. Vester etwa spricht in diesem Rahmen von einer »Wiederkehr sozialer Klassenunterschiede« (Vester 2005, S. 21). Der Fokus auf die »statusbesorgte Mitte der Gesellschaft« (Vogel 2009, S. 185) entspricht diesem neu erweckten Interesse an sozialer Ungleichheit (vgl. Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2017, S. 76; Dörre 2008; Dörre et al.

⁴ Schelsky hatte bereits in den frühen 50er Jahren mit seiner These zur »nivellierten Mittelstandsgesellschaft« (Schelsky 1965a, S. 333) eine Analyse der »Klassenlosigkeit« (Schelsky 1965b, S. 371) vorgelegt, die den Rückgang sozialer Ungleichheiten und Konfliktlinien in den Fokus nahm. Diese Formel zielte auf die Beschreibung einer Gesellschaft, die den »kurze[n] Traum immerwährender Prosperität« (B. Lutz 1989) träumte. Die Abkehr von Schicht- und Klassenmodellen unter dem Stichwort der Individualisierung, die in den 80er Jahren beobachtet werden konnte, fand hingegen »unter veränderten Ungleichheitsbedingungen« (Burzan 2011, S. 43) statt.

2009; Mau 2012; Streeck 2015). Während etwa Beck (1986: 122) im Rahmen der Individualisierungsthese noch einen kollektiven »Fahrstuhl-Effekt« beobachtete, durch den im Zuge einer breiten Wohlstandssteigerung in der deutschen Nachkriegsgesellschaft weite Bevölkerungsteile einen kollektiven Aufstieg erlebten, greift etwa Nachtwey in seinem 2016 erschienen Buch »Die Abstiegsgesellschaft« in Abgrenzung dazu eine Metapher von Robert Castel (2005, S. 45) auf und spricht von einer »Rolltreppe nach unten« (Nachtwey 2016, S. 127): »Kollektiv betrachtet, geht es für die Arbeitnehmer jedoch wieder abwärts, und die Abstände zwischen oben und unten vergrößern sich.« In kritischer Einschätzung kommentiert Lessenich es handele sich dabei eher um die Beschreibung einer »gesellschaftliche[n] Grundstimmung« (Lessenich 2018, S. 166) und um eine »Zukunftsprojektion« (ebd.) als um eine »Gegenwartsdiagnose«. Reckwitz wandelt die Metapher ein weiteres Mal ab und spricht seinerseits von einem »Paternoster« (Reckwitz 2019, S. 86) in dem einige Fraktionen durchaus einen Aufstieg erleben. Dieser trage aber nicht mehr in gleichem Maße kollektiven Charakter, da andere Fraktionen gleichzeitig abstiegen. Wiederum einen anderen Ton stimmt Hradil an, wenn er von einem »Wiedererstarken der Mittelschichten« (Hradil 2020, S. 34) spricht und argumentiert, dass nicht zuletzt aufgrund des langsamen Nachrückens geburtenschwacher Jahrgänge die Arbeitslosigkeit seit Mitte der 2000er Jahre wieder abnehme, die Erwerbsquote steige und auch die Bildungsinflation nicht mehr so schlagkräftig sei, wie noch vor 10 Jahren (vgl. Hradil 2020, S. 35).

In der Tat ergeben die Studien zur sozioökonomischen Verfasstheit der Mittelschichten alles andere als ein einheitliches Bild und empirische Arbeiten zeigen eine differenzierte Lage sozioökonomischer Rahmenbedingungen der Lebensführungen (Andreß und Seeck 2007; Castel 2000; vgl. in internationaler Perspektive auch Beck 2000; Jäntti und Gornick 2013). Hinzu kommt, dass die Debatte nun schon seit einigen Jahren geführt wird und sich seit Beginn Mitte der 2000er Jahre eine Reihe von Parametern wieder verändert haben. So nahm etwa der Anteil des Erwerbseinkommens, auf das Angehörige der Mittelschichten im besonderen Maße zum Aufbau von Vermögen angewiesen sind, besonders in Deutschland seit Beginn des Jahrtausends gegenüber Einkommen aus bestehendem Vermögen ab (vgl. Fräßdorf et al. 2011). Das ist auch dadurch bedingt, dass Normalarbeitsverhältnisse gegenüber atypischen Formen der Beschäftigung, also zum Beispiel Teilzeitbeschäftigungen oder geringfügigen Beschäftigungen an Bedeutung verloren haben (vgl. Brenke 2011). Grabka und Frick (2008) haben in einer Längs-

schnittanalyse gezeigt, dass der Anteil der Mittelschicht (definiert über ein bedarfsgewichtetes Nettohaushaltseinkommen zwischen 70 und 150 Prozent des Medians) in den Jahren von 1992 bis 2000 stabil bei ca. 62 Prozent lag, bis 2006 aber auf 54 Prozent gesunken ist. Dabei überwog klar die Abwärtsmobilität: 14 Prozent der Mittelschicht aus dem Jahr 2002 fiel 2006 unter 70 Prozent des Medians. Im Gegensatz dazu nimmt die Stabilität der Zugehörigkeiten zu den »Rändern« der Einkommensschichten stetig zu (Burkhard et al. 2013, S. 28–30). Es wird also nicht nur leichter, aus der Mittelschicht abzustiegen, sondern auch schwieriger, durch Einkommen in sie aufzusteigen. Speziell für die mittlere Mittelschicht (hier definiert über 80 Prozent bis unter 120 Prozent des Medianeinkommens) zeigen Bosch und Kalina (2017, S. 25), dass die Zugewinne der anteiligen Stundenlöhne in unteren und oberen Einkommensgruppen fast ausschließlich auf Kosten der mittleren Mitte basierten, deren Anteil von 37,5 Prozent auf 30,0 Prozent schrumpfte. Horn et al. (2017, S. 6) beobachten, dass die relative Bedeutung der Einkommensgruppe zwischen 70 Prozent und 150 Prozent des Medianeinkommens zwischen 2001 und 2014 um 7 Prozent auf 56 Prozentpunkte gefallen ist. Sie machen damit zwar immer noch den größten Anteil aus, schrumpfen aber sowohl relativ als auch absolut – was die Autor*innen umso bemerkenswerter finden, als das die Beschäftigungsquote in der gleichen Zeit gestiegen ist. Die Integration in den Arbeitsmarkt sichert insofern nicht bereits eine gesicherte Zugehörigkeit zur Einkommensmitte. Bei aller Heterogenität der sozialstrukturellen Ansätze zur Bestimmung der Krise der Mitte, besteht weitgehende Einigkeit darüber, dass die Schrumpfung der Mitte eine Richtung besitzt: Es gibt zwar »viel Zuwachs für wenige« (C. Schäfer 2009, S. 687), doch »die untere Mitte bröckelt ab« (Geißler 2014, S. 264). Lengfeld und Ordemann (2020, S. 7), die die Schichtzugehörigkeit nicht über Einkommen, sondern über den ausgeübten Beruf bestimmen, halten im Gegensatz dazu allerdings fest, dass es zwischen 1991 und 2018 »zu einem größeren Anteil von sozialen Aufstiegen aus unteren Lagen der Mitte in die obere Mittelschicht und in die Oberschicht gekommen ist.«

Neben diesen umstrittenen Schrumpfungsdagnosen weist eine Reihe von Arbeiten darauf hin, dass Unsicherheiten und Abstiegsängste nicht auf untere mittlere Lagen begrenzt bleiben, sondern sich auch in »mittlere[n], traditionell sozial abgesicherte[n] Wohlstandslagen« (Kraemer 2010, S. 201) finden lassen (vgl. Böhnke 2005; Castel und Dörre 2009; Erlinghagen 2010; Koppetsch 2013; Lengfeld und Ordemann 2016). Diese Lagen seien zwar nicht direkt von objektiven Abstiegsrisiken betroffen. Dennoch werden die-

sem »Kern der gesellschaftlichen Mitte [...] zunehmend Existenzängste« (Werdning und Müller 2007, S. 157) bescheinigt. Diagnosen der Krise der Mitte, bzw. der Sorgen oder der Verunsicherung zielen damit nicht allein – und zunehmend scheint sich festhalten zu lassen: nicht in erster Linie – auf die Entwicklung von Indikatoren der Ressourcenausstattung, sondern darauf, wie diese von Akteur*innen bewertet werden, auf ihre »Angst vor dem Absturz« (Ehrenreich 1992).

Um diese subjektive Seite zu erfassen, wird zum Beispiel die Entwicklung der subjektiven Schichtzugehörigkeit über die Zeit abgefragt. Der Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln meldete 2017, dass der Anteil jener, die sich auf einer Skala der Schichtzugehörigkeit in der oberen Hälfte verorten von 56 Prozent im Jahr 2006 auf 79 Prozent im Jahr 2016 gestiegen ist (Iwd – Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln 2017). Noll und Weick (2011) nehmen einen längeren Zeitraum in den Blick und sehen zwischen 1980 und 2008 keinen Trend in der Entwicklung der Einschätzung der subjektiven Schichtzugehörigkeit.

Ein weiterer Zugriff auf diese subjektive Seite stellt zum Beispiel die Entwicklung der Zufriedenheit mit dem Haushaltseinkommen dar. Grabka und Frick (2008) hielten etwa fest, dass die subjektive Bewertung der Einkommen von 2001 bis 2008 in allen Schichten stark rückläufig war und sich damit parallel zur konjunkturellen Entwicklung verhielt. Eine solche absolute Entwicklung diagnostiziert auch Böhnke (2005) mit Daten aus dem Wohlfahrts-survey, wenn sie zeigt, dass sich der Anteil der Erwerbstätigen, die sich um den Verlust ihres Arbeitsplatzes sorgen, zwischen 1988 und 2004 in allen Schichten fast verdoppelt hat. Auch Lengfeld und Hirschle (2009) zeigen anhand der Analyse von SOEP-Daten, dass die Angst vor Verlust des Arbeitsplatzes zwischen 1984 und 2007 in allen Schichten stark zugenommen hat. Während Beschäftigungsunsicherheiten, Anfang der 1990er Jahre noch für gering qualifizierte Erwerbspersonen typisch gewesen sein, hätten sie bis 2007 auf Mittelschichtsberufe übergegriffen. Mehr noch: Sie machen die mittlere Mittelschicht (hier definiert über ein Goldthorpe-Klassenschema) als den »eigentliche[n] sozialstrukturelle[n] Problembereich« (ebd. 394) aus, bei dem die empfundene Unsicherheit auch zu den unteren Schichten relativ überproportional am stärksten zunahm. Sie zeigen, dass der Effekt auch unter Kontrolle von Erwerbskontext, Branchenzugehörigkeit, Haushaltskontext und anderen soziodemografischen Merkmalen bestehen bleibt. Sie vermuten ein »Spill-Over«-Effekt sei für die Entwicklungen verantwortlich, also

eine Angst, dass die Prekarisierungstendenzen in der unteren Mittelschicht übergreifen könnten.

Schöneck et al. (2011) zeigen, dass die untere Mittelschicht (70 bis 90 Prozent des Median-Äquivalenzeinkommens) sich eher um kurzfristig soziale Deprivation, etwa in Form von Versorgungsmängeln sorgt. Mittel- und langfristige Sorgen vor sozialem Abstieg seien aber auch in der mittleren und der oberen Mittelschicht »bemerkenswert hoch« (ebd., S. 9). So war die Sorge vor relativer Armut im Alter mit 38,8 Prozent in der mittleren Mittelschicht am weitesten verbreitet. Die Autor*innen schließen aus den Ergebnissen, dass diesen Teilen der Bevölkerung der »Aufstiegs- und Wohlstandsoptimismus abhandengekommen ist« (ebd., S. 11). Damit verweisen sie auf eine Dimension der Verunsicherung, die nicht auf reale Lohnneinbußen oder auf Angst vor Arbeitsplatzverlust zielt, sondern darauf, auch in einer Erwerbsposition qualifizierter Arbeit nicht vom wirtschaftlichen Wachstum zu profitieren. So zeigen Grabka und Goebel (2017), dass zwischen 1991 und 2014 das Bruttoinlandsprodukt in Deutschland real um 22 Prozent gestiegen ist, die real verfügbaren Einkommen sich aber sehr ungleich entwickelt haben. Während mittlere Einkommen um etwa als 8 Prozent stiegen, nahmen die höchsten Einkommen um 26 Prozent zu.

Lengfeld und Ordemann (2016) schließlich relativieren zunächst die Diagnose der verunsicherten Mittelschichten. Sie zeigen, von 1984 bis 2005 die Statusverunsicherung in alle Schichten angestiegen ist, wobei die mittlere Mitte den stärksten Anstieg aufwies. Von 2006 bis 2014 allerdings nahm die Verunsicherung in allen Schichten wieder ab – die stärkste Abnahme zeigt die mittlere Mittelschicht. Aufgrund dieser Beobachtung bezeichnen sie die mittlere Mittelschicht als das »sensible Zentrum der Gesellschaft« (ebd.: 21). Auch diese »Sorgen« richten sich aber auf sehr unterschiedliche Ergebnisse. Während die Angst seinen Arbeitsplatz zu verlieren in den letzten Jahren – zusammen mit der faktischen Abnahme der Zahl der Arbeitslosen – stetig sank, richten sich die Sorgen zum Beispiel darauf, nach dem Erwerbsende seinen Status nicht halten zu können. Darin fügt sich die Annahme, dass der Aufbau von Vermögen in den Mittelschichten – so er denn möglich ist – eine »Sicherungsfunktion« (Korom 2017, S. 3; vgl. auch Lux und Mau 2018) einnimmt. Im Jahr 2020 wendeten sich Lengfeld und Ordemann erneut mit Hilfe von SOEP-Daten der Entwicklung der Statusunsicherheit zu, hier als Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes. Sie halten wiederum fest, dass das Sorgenniveau in den Mittelschichten (wie auch in den anderen Schichten) zwischen Beginn der 1990er Jahre bis in die frühen 2000er Jahre anstieg; die

Sorgen aber im Anschluss bis zum Ende des Beobachtungszeitraum 2018 in allen Schichten wieder abnahm: »Ab Mitte der 2000er Jahre geht das Sorgeniveau aller Schichten deutlich zurück. Am Ende des Beobachtungszeitraums 2018 haben sich in allen drei Schichten so wenig Menschen verunsichert gefühlt wie seit der Wiedervereinigung nicht mehr« (Lengfeld und Ordemann 2020, S. 11).

Nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Uneindeutigkeit von Schrumpfungs-Diagnosen, ist in den letzten Jahren eine Bewegung in der Diskussion um die Mittelschichten auszumachen, in der es nicht so sehr um das Schrumpfen oder den Abstieg geht, sondern das Motiv der Spaltung prominenter wird. Beide Bilder widersprechen zwar dem Bild einer saturierten, politisch stabilisierten und stabilisierenden Mitte. Während aber das Motiv der Schrumpfung die Assoziation eines kollektiven Abstiegs mit sich führt, weist die Spaltung die Mitte selbst als »Kampfzone« (Schöneck und Ritter 2018) aus. Die Diskussion hat sich damit langsam von einer Diagnose ökonomischer Entwicklungen zu kulturellen Verschiebungen hinbewegt. Das entspricht dem Ergebnis, dass »Abstiegsängste keine kausale Folge einer negativen Abweichung vom Einkommensmedian oder anderen sozialstrukturellen Durchschnittswerten« (Kraemer 2010, S. 211) sind. Neuere Bezüge auf die Situation der Mittelschichten richten ihr Augenmerk deshalb nicht zuvorderst auf sozioökonomische Verschiebungen, sondern (auch) auf kulturelle Spaltungen und einer Situation, in der sich »deutliche Veränderung im Erwartungshorizont« (Münkler 2010, S. 56f.) in der (Selbst-)Beschreibung der Mittelschichten widerspiegeln, die sich mit dem »schwindenden Versprechen sozialen [und kollektiven, S.H.] Aufstiegs« (Voswinkel 2017) konfrontiert sieht. So hat Reckwitz eine pointierte Gegenwartsdiagnose angeboten, nach der sich die Mittelschicht in zwei antagonistische Lager – der traditionsorientierte alte Mittelstand und eine urbane, transnationale neue Mittelschicht – aufteilt (Reckwitz 2017, S. 371–423, 2019, S. 63–134). Koppetsch (2019, S. 114f.) legte mit ihrer Diagnose einer Spaltung in »Kosmopoliten« und »Konservative« ein vergleichbares Deutungsangebot vor – beide Arbeiten basieren ihre Diagnosen allerdings nicht auf belastbare Interviewstudien, sondern eher auf lebensweltlichen Beobachtungen und der Synthese verschiedener Arbeiten.

Insbesondere Vogel (2009, S. 24–32) hat darauf hingewiesen, dass die »Suche nach der nervösen Mitte der Gesellschaft« (ebd.: 26) auch auf Sozialreportagen angewiesen ist. Er folgt etwa Drieschner in seiner Reportage »Die Mitte und der Abgrund« in ein Mietshaus in Hamburg Eppendorf und